Lokaltermin Berlin: Hintergrundinformationen zur FGA-Reise

Autor(en): **Lischner, Karin R.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Ingenieur und Architekt**

Band (Jahr): **106 (1988)**

Heft 8

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-85648

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Lokaltermin Berlin

Hintergrundinformationen zur FGA-Reise

Im vergangenen Jahr besuchte die Fachgruppe für Architektur (FGA) des SIA Berlin. Die meisten lockten die Bauaustellungen in Ost- und West-Berlin, einige auch die besondere Grenzsituation dieser Stadt oder die berühmte «Berliner Luft». Das Interesse war deshalb gross, die Beteiligung hoch. Für manche zu hoch, die gerne neben dem Besichtigungsprogramm neue Kollegen oder Kolleginnen kennengelernt hätten. Das Fachprogramm wurde von Herrn Fritz Ryser und von mir zusammengestellt. Die fachliche Reiseleitung habe ich diesmal übernommen. Deshalb ist der Bericht auch eher unkritisch. Unsere Reise wurde durch drei Themenkreise bestimmt: die Stadtreparatur und Revitalisierung ausserhalb der internationalen Bauaustellung (IBA), die Erneuerungstrategien und die Neubauten der IBA und das Aufbau- und Renovationsprogramm in Ost-Berlin. K.L.

VON KARIN R. LISCHNER

1930 wurde von Werner Hegemann der Begriff «das steinerne Berlin» geprägt. Im Anflug auf die Stadt wurde uns schlagartig klar, was er bedeutet. Wir spürten die ungeheure Dichte, die Konzentration der Baumassen schon in der Luft, obwohl die vielen Lichter einer Grossstadt die Situation eher romantisieren. Sensible konnten ahnen, welche sozialen Spannungen sich früher, aber auch heute, in diesem Häusermeer abspielen.

Wie kam es dazu? Ohne den Rückgriff auf die historische Entwicklung und die Auseinandersetzung mit der politischen Lage ist vieles schwer verständlich, auch die Erneuerungsstrategien der IBA-Koordinatoren basieren darauf.

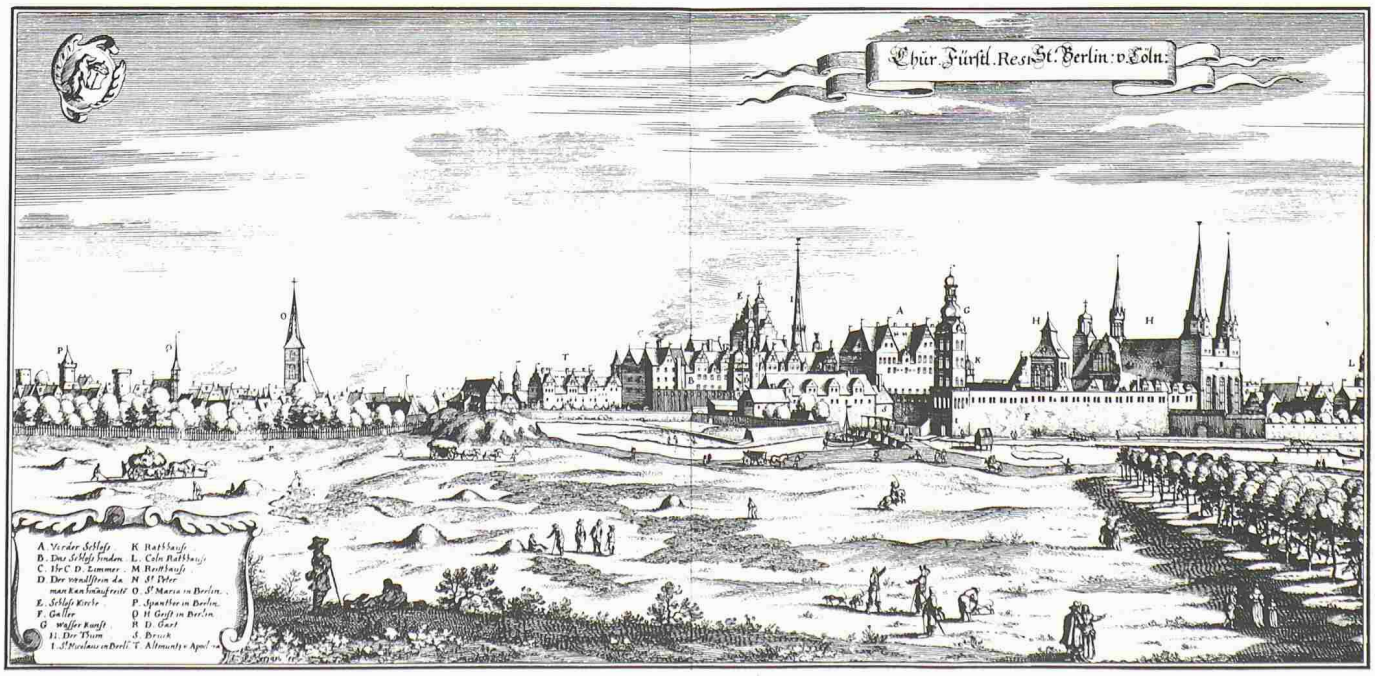
Von der Kolonialstadt zum steinernen Berlin

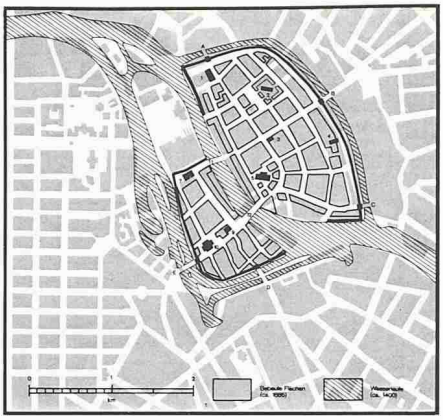
Berlin ist im Gegensatz zu anderen europäischen Hauptstädten eine junge Stadt. Bei dem wendischen Dorf Cölln gründeten (wahrscheinlich um 1227 und 1237) Siedler vom Niederrhein die beiden Kaufmannstädte. Sie schlossen sich bald zur Doppelstadt Berlin-Cölln zusammen. Ihre Lage an der schmalsten Stelle der unwegsamen Sümpfe des Spreetales, zu beiden Seiten einer Furt, war ausserordentlich günstig. Kreuzten sich doch hier die Handelswege von Magdeburg, Leipzig oder Dresden nach Odersberg im Nordosten und Frankfurt a.O. im Osten.

Ihre Silhouette war gekennzeichnet durch die Türme der Nikolai-, Petri- und Marienkirche. Aus kultischen Gründen waren sie nach Osten gerichtet und lagen in der Siedlungsstruktur mit ihren Hauptschiffen wie ankernde Boote im Westwind (W. Hegemann).

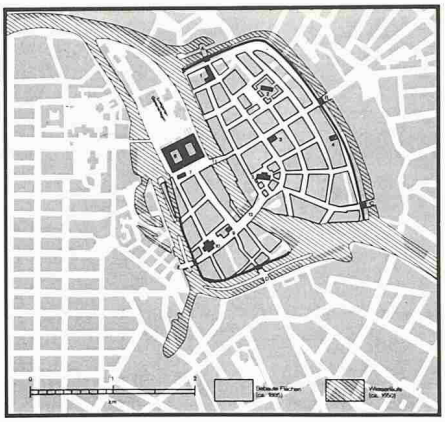
Begünstigt durch das Wohlwollen der askanischen Markgrafen nahm die Stadt einen raschen Aufschwung. Sie stand an der Spitze des märkischen Städterverbandes, der erfolgreich das Raubrittertum bekämpfte, und gehörte als zweitgrösste Hafenstadt zur Hanse. Dieser kulturelle und wirtschaftliche Höhepunkt wurde durch die Herrschaft der Hohenzollern abrupt gebrochen. Berlin wurde zwar Residenz-, königliche, ja kaiserliche Reichshauptstadt, aber die Bürgerschaft verlor ihre Selbständigkeit. Sie wurde in eine Dreiklassengesellschaft eingeteilt, in den privilegierten Adel, das Militär und die ziemlich rechtlose übrige Bevölkerung. Die daraus entstandenen sozialen Gegensätze haben die weitere Entwicklung Berlins, insbesondere auch die bauliche, entscheidend beeinflusst. Preussens Macht stützte sich auf das Militär, das zeitweise über ein Viertel der Bevölkerung ausmachte. Unter Friedrich II. wurden zur Linderung der Wohnungsnot die ersten Kasernen gebaut, in denen die Soldaten mit ihren Familien auf engstem Raum mit zwei Schlafburschen leben mussten. Die ideologische Grundlage für die Berliner Mietskasernen und das berüchtigte

Berlin – die kurfürstliche Residenz

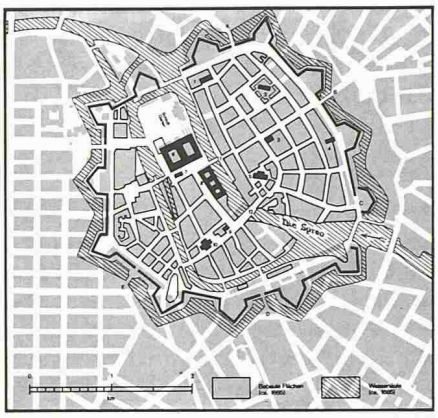




Berlin um 1400



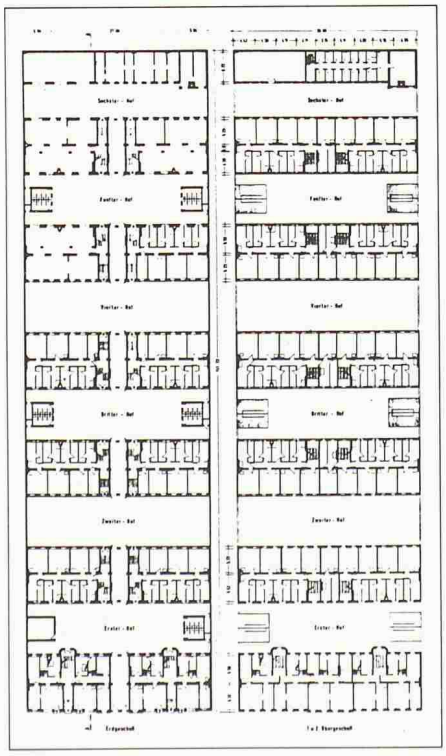
... um 1650 und



... um 1685

Schlafburschenwesen waren gelegt. Die Übertragung dieses Kasernierungsschemas auf die Zivilbevölkerung liess nicht lange auf sich warten. Die Änderung der Hypothekarordnung von 1748 schuf den rechtlich-finanziellen Hintergrund. Schon 1927 beurteilte der Geheime Justizrat Dr. *Heinrich Ermann* dieses Hypothekarrecht folgendermassen: «.. Sie (die neue Zeitfolge der Hypotheken) ergab ausser schwerster Gefährdung der Baugläubiger auch die frevelhafte Hochtreibung der deutschen Baubodenpreise, die vor dem Krieg für Gross-Berlin zehnmal so hoch waren als für gleichartige Gelände von Gross-London, wie auch die Behausungsziffer für London nur den zehnten Teil der Berliner betrug. Unser Hypothekarwesen mit seinen Hypothekenbanken fördert eben die Bodenpreistreibung und den Enghochbau der Mietskasernen ....»

Grundriss des «Meyers Hof», Ackerstrasse 132/133

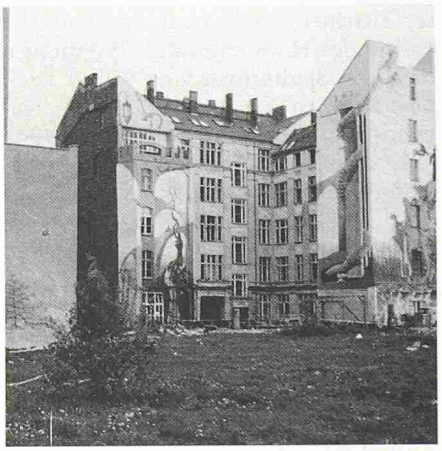


Berlin - die grösste Mietskasernenstadt der Welt

Berlin entwickelte sich vor allen in die Vertikale anstatt in die Horizontale und wuchs weiter. 29 000 Einwohner hatte die Stadt im 17. Jahrhundert, 172 000 im 18. und 428 000 im Anfang des 19. Jahrhunderts. Durch die städtische Wirtschaftsförderung entwickelte sich Berlin zur bedeutenden Manufaktur- und Industriestadt. Die Lebensverhältnisse und die Arbeitsbedingungen der Berliner verschlechterten sich zusehends. 1788 war jeder zehnte Einwohner Berlins bei der städtischen Armendirektion registriert. Rechtlich und sozial völlig ungesichert, erhob sich die Arbeiterschaft, verbündet mit Handwerkern und Studenten zum Protest.

Revolution und Gegenrevolution störten nicht die wirtschaftliche Entwicklung, verschlechterten aber die soziale Lage der Bevölkerung. Die sich verstärkende Landflucht verschärfte die Wohnungsnot. Die Bevölkerung wuchs auf 826 000 (1871). Das bedeutete eine Verdoppelung innerhalb von etwas mehr als zehn Jahren.

Aufgrund der schon 1641 erlassenen Bauordnung, die einzig dem Feuerschutz, nicht aber einer vernünftigen Bebauung diente, verdichtete sich die Stadt. Sie verdichtete sich in einem Ausmasse, dass es einem unheimlich werden konnte. Verschlimmert wurde die Situation durch den bezeichnenderweise vom Polizeipräsidenten erlassenen Bebauungsplan. Dieser legte zwar das Hauptstrassennetz fest, überliess aber die Feinerschliessung den Privaten. Diese verzichteten kurzerhand aus Gewinnsucht auf die Erschliessungsstrassen und überbauten den groben, aus dem Hauptstrassennetz gebildeten Raster mit Wohnbauten. So entstanden Komplexe mit mehreren Hinterhöfen, die oft nur die vorgeschriebene Minimalgrösse von 5,34 m x 5,34 m hatten. Das genügte zwar zum Drehen der Feuerspritze, nicht aber, um die Wohnungen ausreichend zu besonnen. Das Elend wird einem drastisch klar, wenn man bedenkt, dass ein grosser Teil der immer noch wachsenden Berliner Bevölkerung gezwungen war, oft zu dritt oder viert in diesen schlecht belüfteten Zimmern, in die nie ein Sonnenstrahl drang, zu hausen. Vielen fehlten aber noch dazu die Mittel. Sie mieteten als Schlafburschen ihre Betten stundenweise. Auf einem Grundstück von 20 m Breite und 56 m Tiefe konnten auf diese Weise bei einer zulässigen Bauhöhe von 22 m 600–1000 Menschen untergebracht werden. Berlin wurde zur grössten Mietskasernenstadt der Welt.



Sanierte Hinterhöfe der südlichen Friedrichstadt

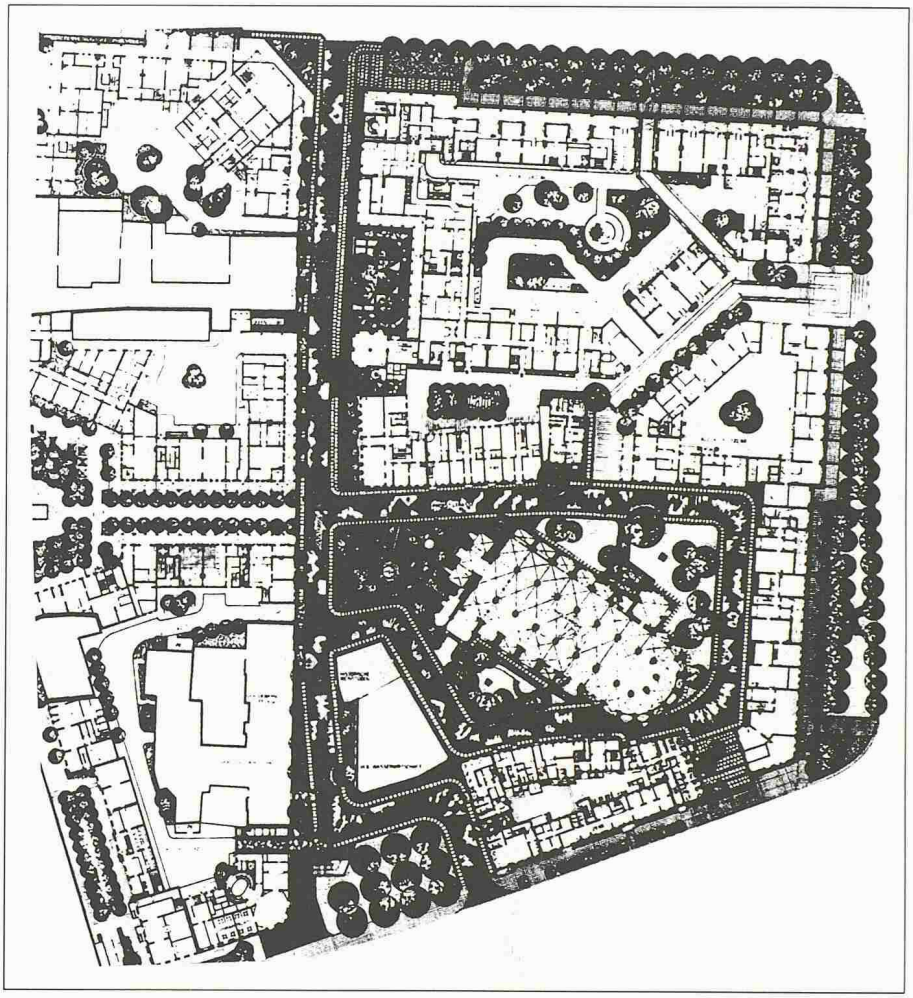
Berlin - die dreigeteilte Stadt

Berlin ist ein riesiges Gebilde. Trotz der hohen innerstädtischen Dichte bedeckt es eine Bodenfläche von 883 km². Die Nord-Süd-Ausdehnung ganz Berlins beträgt etwa 34 km. Die Stadtgrenzen von Ost- und West-Berlin liegen etwa 45 km entfernt. Überträgt man diese Grössenordnung auf die Region Zürich, so entspricht die Nord-Süd-Ausdehnung der Entfernung Winterthur–Zug, Die Ost-West-Ausdehnung Uster–Lenzburg. Berlin liegt als Insel in der DDR und ist in drei Teile geteilt. Zwei Teile sind den meisten bekannt: das

Land Berlin und die Hauptstadt der DDR. Der dritte, das Niemandsland zwischen Ost und West, wird bewusst verdrängt.

Das Land Berlin

Berlin untersteht seit 1971 dem Viermächteabkommen, d.h. die Oberhoheit haben immer noch die vier Besatzungsmächte. In der Praxis heisst das, dass nach Auszug der UdSSR aus der alliierten Kommandatur (gemeinsame Verwaltung) die drei Westsektoren von den übrigen drei Mächten verwaltet werden, der Ostsektor von der Sowjetunion. Trotz des 1945 vereinbarten Sonderstatus der Hauptstadt wurde die Stadt geteilt. Ihre beiden Hälften verbanden sich mit den jeweiligen deutschen Staaten, wenn auch mit unterschiedlicher Intensität. West-Berlin heisst Land Berlin und ist mit einigen Vorbehalten ein Land der Bundesrepublik. Die Wehrpflicht z.B. und die Notstandsgesetzgebung sind hier anders geregelt. Durch seine Insellage ist Berlin mit zusätzlichen Kosten und Abgaben belastet. Der Bund hat sich darum seit 1952 verpflichtet, Berlin jährlich mit Bundesbeihilfen zu unterstützen. Dieser Zuschuss macht heute mehr als die Hälfte des Haushaltes aus. Wohnungsbau und Stadterneuerung waren nach dem Krieg in West- wie Ost-Berlin dringendste Aufgaben, war doch nach 1945 jede dritte Wohnung nicht mehr bewohnbar. Da West-Berlin nicht mehr über seine Grenzen wachsen kann, praktisch eine Insel ist, muss hier weiterhin verdichtet werden. Die Entwicklung in die Vertikale widerspiegelt sich auch in der Mieterstruktur, sind doch nur 10% aller Haushalte Eigentümer von Wohnungen und Häusern, während in anderen deutschen Städten der Prozentsatz wesentlich höher, bei rund



Bebauungsplan Nikolaiviertel

30%, liegt. Berlin bleibt Mieterstadt. Als einzige Stadt besteht hier noch eine staatliche Mietpreisbindung. Diese soll aber bis 1990 abgebaut werden.

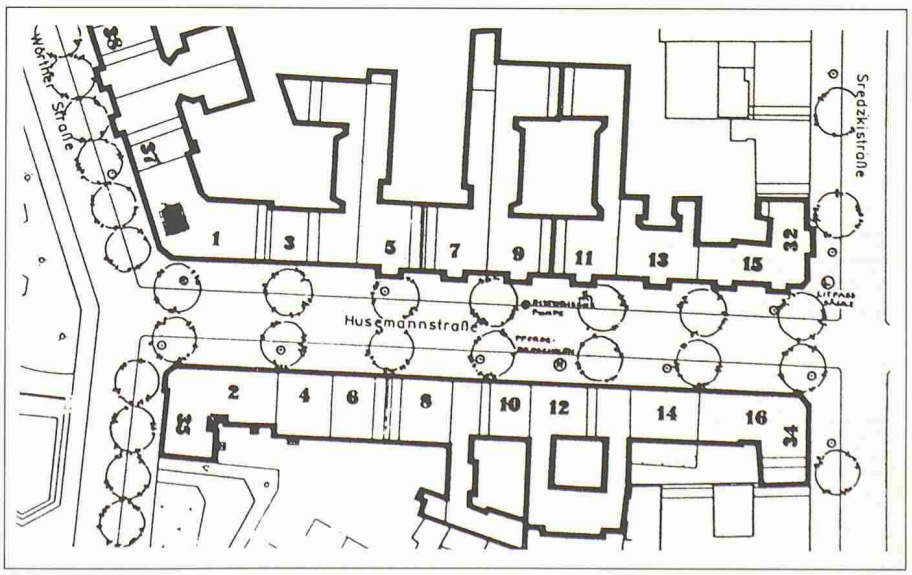
Die Hauptstadt der DDR

1949, nach Gründung der DDR, übernimmt der östliche Teil der Stadt die Rolle der Hauptstadt dieses Staates. Sie wird politisches, wirtschaftliches und kulturelles Zentrum. Im Gegensatz zu West-Berlin ist der östliche Stadtteil nahtlos mit seinem Hinterland verbunden. Schon 1950 beschloss die neue Regierung die «16 Grundsätze des Städtebaus», die sich an der Wohnbaupolitik der UdSSR orientierten. Das erste grosse Bauvorhaben war ein 1,7 km langer

Die Mauer als Idylle und

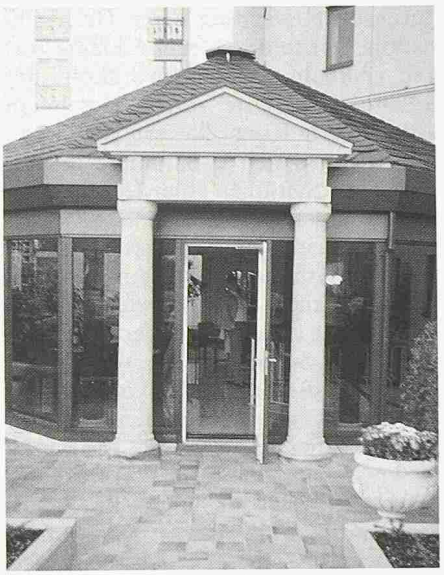


Nutzungsplan Husemannstrasse





Blick auf den Ernst-Thälmann-Park



Neubaudetail in Ost-Berlin «Grandhotel»

neoklassizistischer Wohnblock mit Geschäften und öffentlichen Einrichtungen im Arbeiterbezirk Friedrichshain. Planmässig wurde der Wiederaufbau fortgesetzt. Neben Neubauten am Stadtrand wurde auch das Stadtzentrum um den berühmten Alex (Alexanderplatz) und den früheren Lustgarten neugestaltet. Es entstand eine völlig neue Platzanlage, in der die Kunstdenkmäler der berühmten Architekten Knobelsdorff, Langhans, Schlüter und Schinkel als Solitäre etwas verloren herumstehen. Versucht man «Spuren der Vergangenheit in der Gegenwart» zu suchen, so finden wir sie hier nicht in einzelnen Gebäuden, sondern in der Bedeutung des Ortes. Dort, wo früher die mittelalterliche Trutzburg, später das Schloss stand, wurde jetzt der Palast der Republik plaziert. Während sich die Beziehungen der Ost-Berliner zu der DDR immer mehr normalisierten. (1950 wurde die sowjetische Kommandatur aufgelöst, 1981 konnten die Berliner unmittelbar an den Volkskammerwahlen teilnehmen), verschlechterten sich diejenigen zu West-Berlin zusehends. Höhepunkt der Auseinandersetzung ist der Bau der Mauer. Sie ist die Antwort der DDR auf die Ablehnung der sowjetischen Forderungen an die Westmächte, sich aus Berlin zurückzuziehen. Am 13. August wird erst provisorisch, später mit Beton, Ost- und West-Berlin getrennt. Diese Trennung ist im Anfang vollständig. Der Telefonverkehr und der Bahnverkehr wurden unterbrochen. Dies hat sich mit der Zeit mehr oder weniger normalisiert. Diese willkürliche Handlung hat die Gestalt der Stadt und ihre räumliche Struktur weit schwerer verändert als viele städtebaulichen Eingriffe davor.



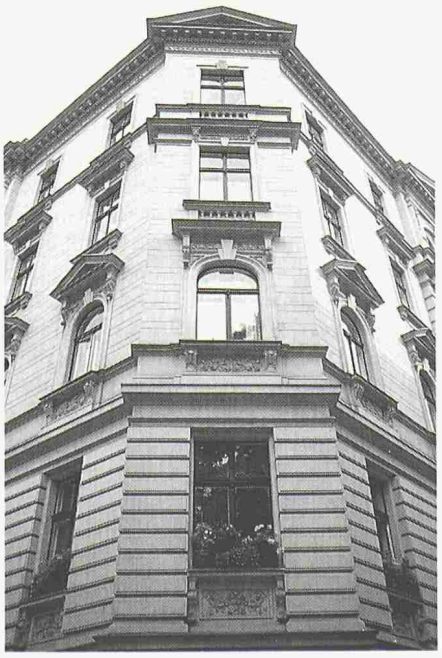
Neubaudetail in West-Berlin «Wohnüberbauung am Berlin-Museum»

Aber nicht nur das. Viele soziale Kontakte und verwandtschaftlichen Beziehungen wurden für lange Zeit unterbrochen.

Renoviertes Wohnhaus in Ost-Berlin ...



und in West-Berlin

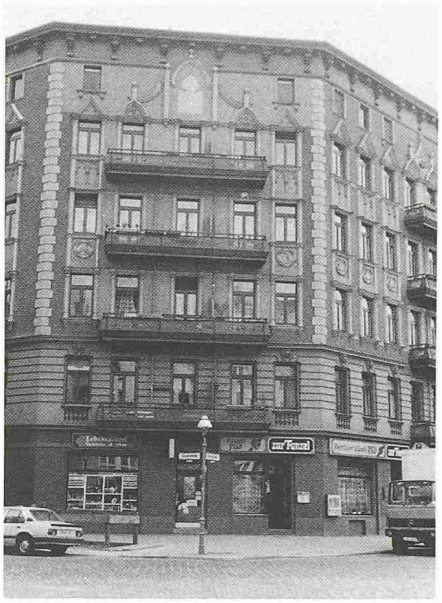


Das Niemandsland

Heute trennt eine Mauer von 120 km immer noch beide Teile der Stadt. Ein Festungsstreifen mit Graben, in den Boden gerammten Eisenträgern, Beobachtungsposten und Hundelaufanlagen durchzieht das Gebiet. In diesem eigenartigen ausgetrockneten Flussbett wächst nichts mehr. Jedes Leben ist unerwünscht. Auch den Unbeteiligten flösst es Angst ein, man vermeint den eiskalten Hauch von Bedrohungen physisch zu spüren. Andere Gebiete zerfallen aus dem gleichen Grund. Dort allerdings erobert die Natur ihr Land wieder von der Stadt zurück. Wo früher die Stellanlagen, Viadukte, Überführungen und Gleisanlagen des leistungsfähigsten Verkehrssystems Deutschland als hochtechnisierter Körper die Stadt

durchzogen, wachsen heute Gras, Gestrüpp, Sträucher, ja schon kleine Birken. Ähneln die Stadtbahnhöfe der S-Bahn, einst Orte voll pulsierendem Leben, verfallenen Dörfern, so wirken die geschlossenen U-Bahnhöfe in Ost-Berlin wie Stationen einer Geisterstadt, die aus irgendeinem Grund verlassen wurde. Beide einst funktionierende Verkehrssysteme wurden einzig wegen der politischen Lage und der Zugehörigkeit zu je einer Stadtregierung amputiert. Das S-Bahn-System wurde von den West-Berlinern boykottiert, die U-Bahnhöfe wurden von den Ost-Berlinern geschlossen. Nirgends kann man so krass den Zerfall der Mitte einer Stadt, gekoppelt mit einem fast hektischen Aufbau der beiden Randzonen, beobachten. Unwillkürlich stellt sich die Frage nach dem Sinn unseres Handelns.





Hausfassaden aus den Gründerzeiten vor und nach der Renovation

Die «Sowohl Als Auch»-Strategie - Städtebau, Stadterneuerung in Ost-Berlin

Ost-Berlin verändet sich, - und zwar in einem Tempo, dass man es, hat man es vor einigen Jahren das letzte Mal besucht, kaum noch wiedererkennt. Am Stadtrand und auf den freien Flächen der Innenstadt werden Neubauwohnungen in Plattenbauweise aufgezogen, im Zentrum werden Baulücken geschlossen, der historische Kern wird sorgfältig rekonstruiert und repräsentativ wieder aufgebaut. Die Mietskasernen des 19. Jahrhunderts werden modernisiert und durchgreifend verändert. Im Bau befinden sich neue U-Bahnlinien (nach Kaulsdorf und Hellersdorf) und Streckenabschnitte der S-Bahn und der Strassenbahnen. Umgestaltet wird der Ost-Bahnhof zum Hauptbahnhof. Die Ursache dieser konzentrierten Baumassnahmen liegt im Zusammentreffen dreier übergeordneter Zielsetzungen:

- dem Ausbau Ost-Berlins zur Hauptstadt, zum politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Zentrum
- der Lösung der Wohnungsfrage
- der Vorbereitung und Durchführung der 750-Jahr-Feiern der Stadt.

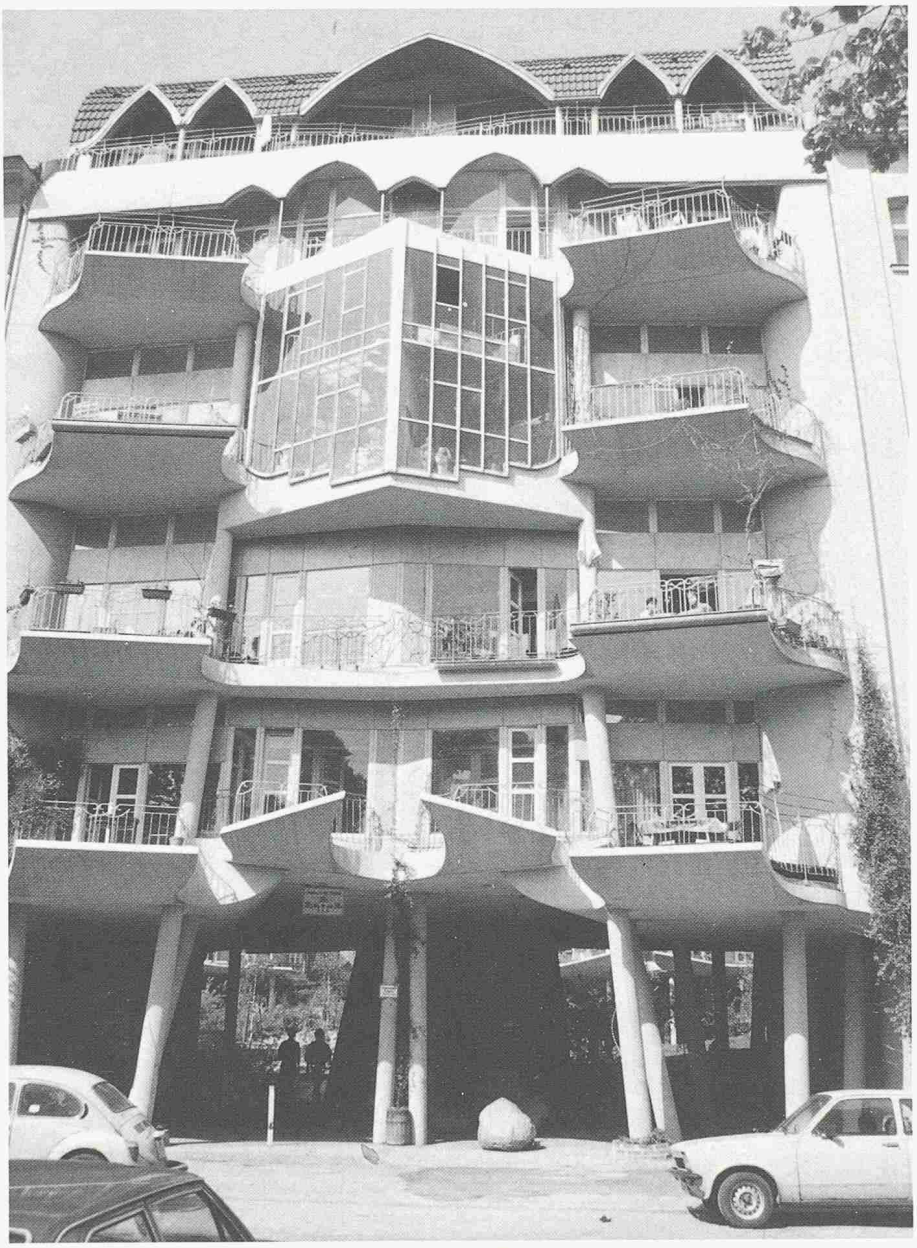
Der Ausbau der Stadt kennt keine «Entweder Oder»-Strategie. Gleichzeitig wird «komplexer» Wohnungsbau, die Neugestaltung der Innenstadt und die Verbesserung der technischen Infrastruktur in die Hand genommen.

Der «komplexe» Wohnungsbau

Unter «komplexem» Wohnungsbau wird die Einheit von Neubau, Modernisierung, Rekonstruktion und Instandsetzung verstanden. Ein Beispiel für den Neubau der letzten Zeit war der von uns besuchte Ernst-Thälmann-Park im Prenzlauerberg. Früher wurden die grossen Quartiereinheiten wie Mahrzahn, Hohenschönhausen und Hellersdorf vor allem am Stadtrand erstellt. Diese hohen Neubauleistungen (1985 24 000 Wohneinheiten) können nur mit einer voll durchorganisierten Bauweise unter Verwendung von Serien und Typenerzeugnissen erreicht werden. Das, was wir unter Architektur verstehen, die Gestaltung der Baukörper, wird zur Nebensache. Allerdings regt sich schon Kritik in den eigenen Reihen. Mehr Individualität und Eingehen auf die Besonderheit des Standortes werden verlangt. Man reagiert. Die Variablilität der Grundelemente wird erhöht, und es werden zusätzliche Wohnblockvarianten entworfen. Mich überzeugte das Ergebnis nicht. Nicht die ästhetische Gestalt erscheint mir das Problem, sondern die Auflösung der Urbanität der Stadt, das Aufheben der Dialektik zwischen bebautem und unbebautem Raum, zwischen Häusern und Strassen. Die Stadt wird zum Park. Es kommt zu einer ähnlichen «Verdörfelung», wie wir sie später, allerdings mit ganz anderen Ausdrucksformen, in West-Berlin wiederfinden werden. Wesentlich überzeugender sind die Revitalisierung und die Modernisierung der Wohnquartiere des 19. Jahrhunderts. Zum einen werden dort die Wohnungen modernisiert, d.h. Erneuerung der sanitären und elektrotechnischen Ausstattung, Anbringen von Wärme-, Schall- und Feuchtigkeitsschutz, zum anderen der Aussenraum, die architektonischen Qualitäten und die Umgebung verbessert. Ein Beispiel für die Rekonstruktion zusammenhängender Strassenzüge wurde uns mit der Husemannstrasse gezeigt. Bewusst wurde versucht, das Liebenswürdige der sonst ziemlich trostlosen Atmosphäre des 19. Jahrhunderts wieder aufleben zu lassen. Die reich mit Stuckelementen verzierten Fassaden der Gründerzeit wurden erneuert und ergänzt. Rund 700 Wohnungen wurden weitgehend modernisiert und instandgesetzt. Das reichte vom Einbau der Bäder und Duschen bis zu Grundrissveränderungen durch Zusammenlegung der Wohnungen. Besondere Mühe gaben sich die Planer und Planerinnen, die Erdgeschossebene und den Strassenraum wieder im Stil der Jahrhundertwende zu gestalten.

So wurden alle Architekturelemente denen der damaligen Zeit nachgestaltet, die Kandelaber, die Pflästerung mit «Schweinebäuchen» (Gehwegplatten aus Granit), Hausnummern, ja sogar die Werbung auf Putz, Schaufensterscheiben oder Blechschildern. Um das Lokalkolorit noch echter zu machen, wurden zusätzlich traditionelle Handwerksbetriebe wie ein Scherenschleifer, Drucker, Glaser und Schuster und sogar ein Pferdekutschenunternehmen angesiedelt. Natürlich fehlen die Eckkneipen im historischen Gewand und mit geschichtsträchtigen Namen wie «Budike» oder «Wojatzke's Probierstube» nicht. Nur die Menschen sind aus dem Ende des 20. Jahrhunderts mit ihren heutigen Problemen und Freuden. Sie sollen sich zwar in ihrem «neuen Kiez» wohlfühlen. Ich frage mich allerdings wie lange, denn interessant erscheint mir diese doch sehr weitgehende Restaurierung eher für die Touristen als für die Bewohner.

Das Gefühl, sich in einem Aussenraummuseum zu bewegen, befiel mich fast gleich stark, als wir die Nikolai-Viertel besichtigten. Wir bewegten uns dort auf dem geschichtlichen Ur-



Die skurrile Formenwelt von Inken und Hinrich Baller

sprungsort. Nach dem Zweiten Weltkrieg war dieses Quartier nur noch ein Trümmerhaufen. Lange blieb es so. Erst 1979 wurde ein Wiederaufbaukonzept entwickelt. Ziel war die sinnvolle Verknüpfung «des guten Alten mit gutem Neuen».

Konkretisiert stellt sich die damalige Idee folgendermassen vor: Die historischen, sehr sorgfältig renovierten Bezugspunkte, die hochgotische Nikolaikirche, das aus verkehrstechnischen Gründen um 16 m verschobene Ephraimpalais und das Knoblauchhaus werden mit einem Kranz kleinmassstäblicher, meist nach alten Plänen rekonstruierter Bürgerhäuser umgeben. Die Vielfalt und Kleinmassstäblichkeit wird auch auf die Nutzung übertragen.

Dies bedeutet sowohl für die Architektur, als auch für die Verantwortlichen der Versorgungsstruktur ein radikales Umdenken. Gleichzeitig wird die Stadtmitte als zentraler Ort aktiviert und fast 800 Wohnungen mit allen notwendigen Einrichtungen in Serienbauweise neu gebaut. Die Übergänge zwischen Alt und Neu sind schwierig. Die Diskrepanz dieses Quartieres zu der grossstädtischen Weite oder Leere des Marx-Engels-Forum (Bereich um den Fernsehturm) ist gross, zu gross?

Berlin - SO 36 - Ort des Experimentes Stadterneuerung im Gebiet der IBA-Alt

Koordinator der behutsamen Stadterneuerung ist Professor *Hardt-Walther Hämer*. Zwei seiner Aussagen können eventuell in etwa das intensive Engagement seiner Equipe erklären. «Architektur ist für ihn unmöglich ohne Bezug auf die treibenden Kräfte der gesellschaftlichen Entwicklung.» In der Praxis heisst das: Keine Erneuerung, kein Umbau ohne Beteiligung der Betroffenen.

Die zweite Aussage ist eine Zukunftsvision. Er und seine Leute glauben, dass, nur wenn neue innovative und kreative Arbeits- und Wohnformen entstehen, die heutige schwierige sozio-ökonomische Situation überwunden werden kann. Deshalb hat sich dieses Team sehr ernsthaft mit dem Bezirk Kreuzberg und dem Quartier Luisenstadt auseinandergesetzt. Hier galt es nicht nur, den desolaten Bauzustand der Gebäude, sondern zugleich die schwierige soziale Lage der Bewohner zu verbessern. Hier aber waren noch kostengünstige Räume und Lokale zu finden, eine der Voraussetzung für neue Entwicklungsmodelle, die naturgemäss mit hohen Risiken behaftet sind.

Kreuzberg, einstmals ein zentrales Innenstadtquartier, wurde durch den Bau der Mauer von der eigentlichen City abgenabelt und in eine Randlage geschoben. Das bedeutete sozialen und wirtschaftlichen Abstieg. Kreuzberg wurde Wohnort der Minderheiten der Unterschicht, Aufenthaltsort der Ausländer, der Arbeitslosen, der Alten und der Rentner. Da dieses Gebiet abgeschrieben war und dort keine grossen Investitionen, d.h. Sanierungsprojekte vorgenommen wurden, blieb aber auch die ehemalige Nutzungsstruktur, die sogenannte «Kreuzberger Mischung» erhalten, baulich erkennbar an der Vielfalt der Gebäudetypen wie Wohn- und Gewerbehäuser, Fabriken und Remisen (ehemaligen Stallungen). Eine einmalige Chance, denn diese Gebäudehüllen bieten natürlich weit bessere Möglichkeiten zur Erprobung von Zukunftswerkstätten, qualifizierten Kleinhandwerksbetrieben, Schulungs- und Kommunikationszentren als die monostrukturierten Wohngebiete der Nachkriegszeit, denken wir nur an das Hansa- oder Märkische Viertel.

Voraussetzung für die behutsame Stadterneuerung war, wie gesagt, die Selbsthilfe der Bewohner. Das aber bedeutet ein ganz anderes Rollenverständnis der Architekten und andere als die üblichen Arbeitsmethoden. Planung wurde nicht mehr hinter geschlossenen Türen oder am Grünen Tisch gemacht, sondern in öffentlichen Diskussionen, mit jedem einzelnen Betroffenen. Dafür musste eine gemeinsame Sprache gefunden, unübliche Organisationsformen erprobt und neue Informationssysteme entwickelt werden. Das letztere war wichtig, um die Bewohnerinnen einerseits handwerklich zu schulen, anderseits führte es auch zu Ausbildungsprogrammen für arbeitslose Jugendliche, die zu eigentlichen Facharbeitern der Stadterneuerung ausgebildet wurden.

Die IBA-Alt erschöpft sich aber nicht nur in der behutsamen Stadtreparatur. Es entstanden auch einige Neubauvorhaben. Neue Wohnkomplexe wie die skurrilen und exotischen Formenwelten der Architekten Baller oder das sympathische Experiment des Selbstausbauprojektes von Peter Stürzenbecher entzücken zwar die auswärtigen Besucher. Es ist ja auch faszinierend, einen Skelettbau zur Verfügung zu haben und diesen ganz nach seinem Belieben und Geldbeutel auszubauen. Nur die sozialen Probleme dieser Gegend lösen solche Experimente nicht, sind sie doch nur für kreditwürdige Leute mit gesichertem Einkommen.

Berlin-Friedrichstadt - pipa-postmodern Stadterneuerung im Gebiet der IBA-Neu

Pipa-postmodern ist ein Ausdruck des Berliner Malprofessors *Mathias Köppel*. Er kennzeichnet ziemlich treffend das, was es heute von dem Neubauprogramm der Internationalen Bauausstellung zu besichtigen gibt. Warum wurde der interessante Ansatz des Koordinators dieses Aufgabenbereichs Professor *Josef Paul Kleihues* so verzerrt? Das Team um Professor *Kleihues* wollte durch eine «kritische Rekonstruktion der Stadt» die Wunden, die der Weltkrieg, mehr aber noch die brutalen Abrissprojekte und eine technokratische Verkehrsplanung den Stadtteilen südliches Tiergartenviertel und Friedrichstadt zugefügt hatten, heilen. Seine Theorie basiert auf dem Wechselspiel von Gleichförmigkeit und Unregelmässigkeit. Die vorhandenen Strukturen, das Aufeinanderprallen der gleichmässigen Blockstruktur des 19. Jahrhunderts mit den Spuren der alten Akzisemauer und mit der unregelmässigen Bebauung der südlichen Friedrichstadt des 18. Jahrhunderts sollte neu interpretiert werden. Dabei sind zwei Elemente wesentlich: der Stadtgrundriss als Netz der kollektiven Erinnerung und das Stadtbild, das Verhältnis von Raum und Körper, als dreidimensionale Erscheinung. Konkret greift Professor *Kleihues* auf den Baublock als eigenständige Elemente zurück, aus dem sich eine Stadt aufbaut. Allerdings wird die einheitliche stereometrische Form abgelehnt und eine stärkere Differenzierung gefordert. Die Nutzungsvielfalt, die diese Bauform immer beinhaltete, sollte sich in Formenvielfalt widerspiegeln. Der Baublock sollte nicht rekonstruiert, sondern für unsere heutige Zeit übersetzt, aufgelockert, aufgelöst werden. Ergebnisse dieser Zielsetzung sind die Villen an der



Teil der bunten Mischung am Berlin-Museum, das pastose Backwerk von Arata Isozaki

Einer der wenigen städtisch wirkenden Stadthäuser, die Randbebauung zur Lützowstrasse von Vittorio Gregotti



Literatur

Werner Hegemann:
Das steinerne Berlin, 1930

Josef Paul Kleihues
(Hsg.): 750 Jahre Architektur und Städtebau, Katalog zur Ausstellung, 1987

Karin R. Lischner:
750 Jahre Berlin, Dokumenttion zur Studienreise, 1987, zu beziehen durch das Generalsekretariat des SIA

Joachim Schulz, Werner Gräbner:
Berlin zwischen Pankow und Köpenick, 1987, VEB, Verlag für das Bauwesen

Rauchstrasse, der Wohnkomplex am Berlinmuseum, die Wohnoase von *Herrmann Hertzberger,* aber auch die Wohnkomposition von Walter *Matthias Ungers* am Lützowplatz.

Die Vielfalt ist zwar jetzt vorhanden, das Städtische, die Urbanität fehlt häufig.

Vielleicht sind die beiden Ansätze: der Baublock als Einzelelement und die gewünschte Formenvielfalt ein Grund des Unbehagens. Für mich ist das historische Berlin nicht aus Baublöcken, sondern aus Strassenräumen, Plätzen und Gassen zusammengesetzt. Ein Beweis dafür sind die ersten Überbauungspläne, wie die «Projectirte Schmuck- und Grenzzüge von Berlin mit nächster Umgebung» von Lenné oder der «Bebauungsplan der Umgebung Berlins» von James Hobrecht. Die Strasse war spiegelbildlich aufgebaut, so leicht symmetrisch verschoben wie der menschliche Körper. Durch die Wahl des Baublockes als Einzelelement, verschärft durch die Forderung nach gestalterischer Vielfalt, werden die Strassenräume nicht als Einheit rekonstruiert, sondern gestört, wenn nicht zerstört. Durch die vielen Ausrufezeichen, die mehr einem barocken Skulpturengarten, denn einer Berliner Strasse ähneln, wird die räumliche Situation verunklärt. Unklare räumliche Situationen verunsichern aber die Bewohner. Sie wissen nicht mehr, wie sie sich in diesen Räumen verhalten sollen, wo der private Bereich anfängt, der öffentliche aufhört. Die Strasse wird zur Kulisse und verliert ihre Funktion als Ort der Kommunikation.

Adresse der Verfasserin: *Karin R. Lischner,* Allenmoosstr. 125, 8057 Zürich.

Aufnahmen von der Verfasserin

Concours Musée cantonal d'archéologie Hauterive-Champréveyres NE

La République et canton de Neuchâtel, représentée par le département des Travaux publics, a ouvert un concours de projets pour la réalisation d'un nouveau musée cantonal d'archéologie. Ce concours public a été ouvert aux architectes établis dans le canton de Neuchâtel, ainsi qu'aux architectes originaires du canton et domiciliés en Suisse.

Par ailleurs, huit bureaux d'architectes ont été invités à participer au concours: *Vittorio Gregotti,* Milan (Italie); *Hans Hollein,* Vienne (Autriche); *James Stirling,* Londres (Grande-Bretagne); «Atelier Cube» (Collomb-Collomb-Vogel), Lausanne; *Mario Botta,* Lugano; *Jean-Gérard Giorla,* Sierre; *Grobéty, Andrey et Sottas,* Fribourg; *Herzog et de Meuron?* Bâle.

Le jury etait composé des personnes suivantes: Philippe Donner, architecte cantonal, Neuchâtel, président; Michel Egloff, conservateur du musée d'archéologie et professeur à l'Université, Neuchâtel; Carl Fingerhuth, architecte cantonal, Bâle; Bernard Huet, architecte DPLG et professeur, Paris; Jean-Pierre Jelmini, conservateur du musée d'Histoire, ancien président de l'Association des musées suisses, Neuchâtel; Pierre von Meiss, architecte, professeur à l'EPFL, La Neuveville; suppléants: Hans-Georg Bandi, professeur émérite de préhistoire à l'Université de Berne; Charles Haesler, ingénieur civil, président de la Commune d'Hauterive.

Résultats: 47 Projets ont été remis. Le jury a décidé d'écarter cinq projets de la répartition des prix pour non-respect important du programme.

1er rang, 1er prix: (15 000 fr. avec mandat de la poursuite de l'étude et de l'exécution des travaux): Pierre Jequier, Laurent Chenu, Bruce Dunning, Genève; collaborateurs: Simon Hubacher, Didier Jolimay, Lucio Leonelli, Gabriel Schaer

2e rang, 2e prix (13 000 fr.): Architrave SA, Henri Robert Charrue, Gérard Wuthrich, Aurèle Calpe, Delémont

3e rang, 3e prix (11 000 fr.): Claude Morel, Bureau SRA, Genève, collaborateur: Jean-Louis Dubochet

4e rang, 4e prix (9000 fr.): Eric Repele, Neuchâtel; collaborateur: Klaus Woerner

5e rang, 1er achat (8000 fr.): Robert Monnier, Neuchâtel; collaborateurs: Laurent Geninasca, Pierre-Emmanuel Schmid, Alain Humbert, Sébastien Wust

6e rang, 5e prix (7000 fr.): Atelier Cube; G. Collomb, M. Collomb, P. Vogel, Lausanne

7e rang, 6e prix (6000 fr.): Georges-J. Haefeli, La Chaux-de-Fonds; collaboratrice: Florence Hippenmeyer

8e rang, 7e prix (5000 fr): Marcel Ferrier, Saint-Gall; collaborateurs: Toni Thaler; consultant: Charles Keller

9e rang, 8e prix (4000 fr.): Jean Kyburz, Lausanne

10e rang, 2e achat (2000 fr.): Marie-Claude Bétrix, Eraldo Consolascio, Zürich; Mitarbeiter: André Kuendig, Daniel D. Ruggiero

Extrait du programme

Buts recherchés

L'intention du maître de l'ouvrage est, essentiellement, de voir associés en un tout harmonieux les 3 éléments suivants (dont aucun ne s'avère prépondérant par rapport aux autres):

- construction d'un «lieu mémorable» dans un site exceptionnel (lac, paysage, forêt, Jura);
- création d'un ensemble architectural contemporain de haute qualité liant un musée à un centre de recherche;
- présentation optimale des collections (en y intégrant, notamment, les importantes découvertes faites sur place).

Histoire du Musée cantonal d'archéologie

Faisant d'abord partie du Musée d'art et d'histoire de la Ville de Nauchâtel, les collections d'archéologie en ont été détachées en 1952 par suite d'une convention signée avec l'Etat. Dès 1962, elles ont été exposées dans le bâtiment situé au nord de la cour de l'Hôtel DuPeyrou en une présentation peu convaincante et assez largement critiquée. C'est en 1979 que fut déposée au Grand Conseil une motion demandant la construction d'un nouveau musée plus grand et mieux adapté à ses fonctions. Elle fut acceptée. En 1983 le Musée a été entièrement réaménagé: l'exposition fut modernisée, tentant ainsi un «galop d'essai» en vue de la construction prévue.

Un dixième des découvertes conservées au Musée ont été effectuées au XIXe et durant la première moitié du XXe siècle. Le reste provient de fouilles récentes. Outre quelques dons d'anciennes collections, on y compte

Suite page 228